

2 Der Begriff des Diskurses

Am Beginn dieser Arbeit soll der Versuch gemacht werden, den Begriff des „Diskurses“, der auch zentraler Bestandteil des Titels ist, genauer zu bestimmen und zu klären. Dies erscheint mir notwendig, da es das zentrale Anliegen dieser Arbeit ist, den Überbevölkerungsdiskurs in seinem historischen Verlauf zu rekonstruieren und auf die ihm möglicherweise zugrundeliegende Motivation und die ihm zukommende Funktion hin zu befragen.

Die seit dem 18. Jahrhundert aufkommende wissenschaftliche Problematisierung des Phänomens „Bevölkerung“ gliedert sich in zwei unterschiedliche Diskurse, nämlich in jenen über die Überbevölkerung¹ und jenen über den Geburtenrückgang. Diese beiden Richtungen des Bevölkerungsdiskurses sind zwei Seiten desselben Phänomens und haben sich historisch abgewechselt und ergänzt: So wird aktuell der Geburtenrückgang in den westlichen Industrieländern beklagt und vor seinen möglichen katastrophalen Auswirkungen gewarnt, und gleichzeitig die Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt als globales Problem und Überlebensfrage schlechthin präsentiert und wahrgenommen². Die vorliegende Arbeit konzentriert sich auf einen der Stränge des Diskurses über „die“ Bevölkerung. Sie versucht nachzuzeichnen, wann und in welcher Weise die Problematisierung der sogenannten Überbevölkerung erfolgte, und der Frage nachzugehen, ob dieser Diskurs und die entsprechenden Praxen als spezifische Weise, mit der menschlichen Sterblichkeit umzugehen, interpretiert werden können: die Überbevölkerung wird mittlerweile primär als Gefahr für das Überleben „der“ Menschheit beziehungsweise „des“ Planeten Erde schlechthin diskutiert.

Da der Diskurs der Überbevölkerung das Untersuchungsobjekt dieser Arbeit darstellt und der Begriff des Diskurses daher explizit und implizit ständig präsent sein wird, scheint es mir unumgänglich, zunächst einmal zu bestimmen, was das Wort Diskurs bedeutet und was im folgenden von mir als solcher aufgefaßt wird. Dieses theoretische Kapitel über den Diskurs ist in diesem Sinn als „Basis“ für die nachfolgenden anzusehen und auf gewisse Weise in diesen ständig präsent.

Die Klärung und nähere Bestimmung des Diskursbegriffs ist umso dringlicher, als das Wort in den letzten Jahren eine inflationäre Verwendung erfahren hat und geradezu zum Modewort mit entsprechend vager und schillernder Bedeutung geworden ist.³ Der Begriff Diskurs findet trotz dieser Problematik in dieser Arbeit Verwendung, da er besonders geeignet scheint, den Zusammenhang von Wissen

¹ Die in älteren Texten vielfach verwendeten Ausdrücke „Überbevölkerung“, „übervölkert“ und ähnliche sind gleichbedeutend mit dem heute üblichen „Überbevölkerung“ (darauf wird auch in HEIM/SCHAZ 1996: 203, Fußnote 5 hingewiesen).

² So heißt es beispielsweise bei den Bevölkerungswissenschaftlern Münz und Ulrich: „Das rasche Wachstum der Weltbevölkerung ist eine der globalen Herausforderungen dieses und des kommenden Jahrhunderts.“ (MÜNZ/ULRICH 1994: 1).

³ Vgl. WALDENFELS 1991: 283; JÄGER 1993: 412.

und Macht deutlich zu machen sowie aufzuzeigen, daß die „Realität“ wesentlich sozial produziert und in der modernen Gesellschaft entscheidend von der Wissenschaft geformt und geprägt wird.

Um diese Klärung des Diskursbegriffs vorzunehmen, werden zunächst einige der in der Literatur gegebenen Definitionen vorgestellt. Daran anschließend wird in groben Zügen die Diskurskonzeption des französischen Philosophen Michel Foucault nachvollzogen, der als „Ahnherr“⁴ dieses Ansatzes anzusehen ist. Sein Konzept scheint mir für die vorzunehmende Analyse des Überbevölkerungsdiskurses am anschlussfähigsten und ergiebigsten zu sein. Es soll allerdings auch deutlich gemacht werden, in welchen Punkten ich mich davon absetze.

2.1 Herleitung und Bedeutung des Begriffs

Der Begriff Diskurs leitet sich vom lateinischen „discursus“ (wörtlich „Auseinanderlaufen“) her, das soviel wie „Erörterung“ oder „Mitteilung“ bedeutet, und wird mit „Abhandlung, Unterhaltung, Erklärung“⁵ wiedergegeben. Auch andere Begriffsbestimmungen lassen zumindest eine Dreiteilung des Begriffs erkennen, nämlich erstens als methodische Abhandlung eines bestimmten wissenschaftlichen Themas⁶, zweitens eher alltagsorientiert als Unterhaltung oder Streitgespräch, und drittens sprachwissenschaftlich als „die von einem Sprachteilhaber auf der Basis seiner sprachlichen Kompetenz tatsächlich realisierten sprachlichen Äußerungen“⁷.

Das Wort Diskurs hat in den letzten Jahren auch starke Verbreitung in den politischen Debatten, in den Medien und ähnlichem gefunden und steht dort häufig für eine notwendige gesellschaftliche Diskussion oder Auseinandersetzung: So ist zum Beispiel davon die Rede, daß der Diskurs über den „Abbau des Sozialstaates“ oder die „Integration von Ausländern“⁸ geführt werden müsse.

⁴ Dieser Begriff ist angesichts der Foucault'schen Skepsis gegenüber der Vorstellung des schöpferischen Subjekts zweifelsohne nicht unproblematisch.

⁵ KLUGE 1989: 146.

⁶ Dies läßt sofort an den „Discours de la méthode“ von René Descartes denken. - Vgl. WALDENFELS 1991: 283.

⁷ DUDEN 1990: 191.

⁸ Der Begriff „Ausländer“ ist ein kollektivierender Pauschalbegriff, hinter dem auch die Geschlechtszugehörigkeit der betreffenden Menschen verschwindet. Er ist negativ konnotiert und abwertend, und bezieht sich eindeutig nicht einfach auf Menschen mit einer anderen Staatszugehörigkeit, sondern haftet den Betreffenden selbst bei Annahme der jeweiligen nationalen Staatsbürgerschaft quasi unaufhebbar an (vgl. beispielsweise die Debatten um „die Ausländer im Gemeindebau“ in Wien, obwohl – bisher zumindest – die österreichische Staatsbürgerschaft Voraussetzung für die Bewerbung um eine Gemeindewohnung ist). Der Begriff nimmt also indirekt auf einen (fiktiven) „Volkskörper“ mit gemeinsamer Abstammung Bezug. Zudem werden keineswegs alle Angehörigen anderer Nationalitäten als „Aus-

Die Bedeutung des Begriffs Diskurs ist also ziemlich breit und dementsprechend unklar wird der Begriff auch verwendet: Meist steht er reichlich verschwommen für „Rede“ oder „Dialog“ als mündliche Äußerung, aber auch für „Text“ als Inbegriff der schriftlichen Ausdrucksform.⁹ Trotz des üblichen verschleifenden Gebrauchs ist aber deutlich zwischen „Diskurs“ und „Text“ zu unterscheiden¹⁰: Diskurse finden nämlich ihren Ausdruck und ihre Realisierung in Texten (aber wiederum *nicht nur* in diesen), umgekehrt kann jeder Text in sich gleichzeitig Bezug auf verschiedene Diskurse nehmen.¹¹

Diese Mehrdeutigkeit des Diskursbegriffs ist auch in der sich mit Diskursen und ihrer Analyse beschäftigenden wissenschaftlichen Literatur präsent: Zum einen findet sich eine eher sprachwissenschaftlich orientierte Richtung, die den Diskurs vielfach als (mündliche) Kommunikation und Diskursanalyse als Gesprächsanalyse auffaßt.¹² Ihr Ziel sieht die Sprachwissenschaft darin, unter Absehung von den jeweils transportierten Inhalten und damit ohne Bezug zur gesellschaftlichen Wirklichkeit die den sprachlichen Äußerungen zugrundeliegenden (formalen) Regelsysteme zu rekonstruieren.

Zum andern gibt es einen breiten Strom sozialwissenschaftlich ausgerichteter Forschungen, die insbesondere hervorheben, daß es sich bei Diskursen um soziale Praktiken handele, welche die Ausformung der sozialen Wirklichkeit beeinflussen und mitgestalten würden.¹³ Sprache spiele bei der sozialen Produktion von Realität eine entscheidende Rolle;¹⁴ den Diskursen wird dementsprechend Macht zugesprochen, da sie handlungsanleitend wirkten.¹⁵

Umgekehrt wird unterstrichen, daß die jeweilige gesellschaftliche Praxis immer schon festlege, was in einem bestimmten Bereich zu sagen überhaupt möglich sei und in welcher Form dies geschehen könne: So seien sprachliche Äußerungen immer schon auf gewisse Weise durch den institutionellen Rahmen, in dem sie stattfinden, und durch den Zweck der Äußerung vorbestimmt. Diskurse seien so-

länder“ wahrgenommen und titliert: Angehörige von EU-Staaten und anderen „wohlgesehenen“ Industriestaaten werden – unter der Voraussetzung, sie sehen nicht zu „dunkel“ oder „südländisch“ aus oder sind gar „schwarz“ oder „asiatisch“ – nicht als „wirkliche Ausländer“ angesehen.

Die Begriffe „Ausländer“ oder „ausländisch“ werden aus diesen Gründen in dieser Arbeit nur unter Anführungszeichen verwendet (vgl. auch ARDUC-SEDLAK 1999).

9 Vgl. EHLICH 1994: 9; JÄGER 1993: 412.

10 Vgl. BRÜNNER/GRAEFEN 1994: 7.

11 Vgl. KRESS 1985: 27; JÄGER 1993: 412.

12 Vgl. EHLICH 1994; BRÜNNER/GRAEFEN 1994; REDDER 1994.

13 Vgl. beispielsweise WODAK 1994; JÄGER/JANUSCHEK 1992; JÄGER 1993; JÄGER/LINK 1993.

14 Vgl. FOWLER 1994: 61.

15 Vgl. JÄGER/JANUSCHEK 1992: 8; in OTTERSBUCH 1997 wird hervorgehoben, daß Diskurse „konstitutiv für die Wahrnehmung, das Denken, das Handeln und das Sprechen des Menschen“ (a. a. O.: 107, Fußnote 265) seien.

mit sprachlicher Ausdruck wie Teil einer bestimmten sozialen Praxis, und gehorchen als solche bestimmten Regeln und Gesetzmäßigkeiten.

Diskursanalyse soll dementsprechend nicht der rein formalen Untersuchung und Bestimmung der sprachlichen Charakteristika einzelner mündlicher oder schriftlicher Äußerungen dienen, sondern gerade das Aufzeigen dieser diskursiven Regeln, die an eine bestimmte soziale Praxis geknüpft sind, leisten.¹⁶ Anspruch einer derart verstandenen Diskursanalyse ist es, Sprache nicht losgelöst oder unabhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen zu untersuchen. Diese werden nicht als etwas der sprachlichen Praxis „Vorgängiges“ verstanden, und umgekehrt wird die Sprache nicht als bloßer „Reflex“ gesellschaftlicher Praxis oder aber als ein „von außen“ autonom verändernd wirkender Faktor gesehen.¹⁷

2.2 Der Diskursbegriff bei Foucault

Dem 1984 verstorbenen französischen Philosophen Michel Foucault wird allgemein das Verdienst zugeschrieben, den Diskurs als Objekt der Forschung entdeckt zu haben.¹⁸ Obschon Foucault beileibe nicht als der einzige Vertreter jener Ende der 60er Jahre entstandenen Disziplin der Diskursanalyse anzusehen ist, ja nicht einmal als der einzige Vertreter der „französischen Schule“ der Diskursanalyse, ist er zweifelsohne zu ihrem einfluß- und folgenreichsten Repräsentanten geworden:¹⁹ Es scheint kaum möglich, eine Arbeit zu schreiben, in der der Begriff des Diskurses eine Rolle spielt, ohne sich auf Foucault zu beziehen und klarzustellen, wie man zu der von ihm entwickelten Position steht.

Dies scheint umso erstaunlicher, als Foucault in seinen theoretischen wie empirischen Arbeiten zum Diskurs keine ausgearbeitete Methodik der Diskursanalyse vorgelegt hat.²⁰ Überdies ist sein Werk geradezu dadurch charakterisiert, daß es sich dem Postulat eindeutiger und endgültiger Festlegbarkeit verweigert und entzieht:²¹ nicht umsonst wird Foucault als „Philosoph mit der Maske“²² tituliert.

So ist auch der Diskursbegriff Foucaults, den er vor allem in „Die Ordnung des Diskurses“, „Archäologie des Wissens“ sowie im ersten Band von „Sexualität und Wahrheit“ dargelegt hat, alles andere als eindeutig: Der Begriff taucht bei ihm in drei verschiedenen Bedeutungen auf, nämlich als Allgemeinheit aller sprachlichen Äußerungen, als die einzelne sprachliche Äußerung sowie schließlich als be-

16 Vgl. MATOUSCHEK 1992: 65f.; auch MAAS 1984: 18f.

17 Vgl. JÄGER/JANUSCHEK 1992: 8.

18 Vgl. FOUCAULT 1973: 200; BÜRGER 1991: 98.

19 Vgl. MAINGUENEAU 1994: 187.

20 Vgl. MAINGUENEAU 1994: 190; JÄGER 1993: 135.

21 Vgl. WALDENFELS 1991: 277f.

22 Nachwort von Ralf Konersmann zu FOUCAULT 1972 (1996): 51.

stimmten Regeln unterliegende sprachliche Praxis, die dadurch aber nicht nur restriktiv und „negativ“, sondern gerade auch anreizend-produktiv wirke.²³

Im Zentrum der Philosophie Foucaults steht die Frage nach dem Zusammenhang von „Macht“, „Wissen“ und „Sexualität“ sowie die Frage, wie sich darin das Subjekt konstituiert. Foucault erhofft sich von der Untersuchung der historischen Thematisierung der „Sexualität“ als Wissensobjekt die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der modernen Macht, die er primär als „Bio-Macht“, als „Macht zum Leben“²⁴ kennzeichnet: Seit dem 18. Jahrhundert zentrierte sich diese auf „das Leben“, was bedeute, daß sie zum einen auf die (individuellen) Körper zugreife und diese zu disziplinieren versuche, zum andern aber auch „die Bevölkerung“ als „Gegenstand“ des administrativen Wissens und der Regulierung entdecke.

Die „Bio-Politik“²⁵ habe insbesondere die Problematisierung der „Fortpflanzung“, der Bevölkerungszahl und –zusammensetzung sowie Bestrebungen zur allgemeinen „Hygienisierung“ und „Medikalisierung des Lebens“ zur Folge gehabt.²⁶ Die Sexualität, die gleichermaßen das „Bindeglied“ zwischen den individuellen Körpern und „der“ Bevölkerung bilde, stelle die zentrale „Andockstelle“ für die „Bio-Macht“ dar:²⁷ Das „Sexualitätsdispositiv“²⁸ sei deren wesentlichstes Durchsetzungselement. Ihr Bestreben sei es im wesentlichen, „*leben zu machen*“²⁹ und zu „normalisieren“³⁰.

Foucault macht deutlich, wie sehr selbst das, was gerne für „unser Innerstes“ und „Persönlichstes“ gehalten wird (wie gerade die „eigene Sexualität“), zutiefst von den gesellschaftlichen Machtverhältnissen geprägt ist. Sein Bestreben ist es aufzuzeigen, daß die Geschichte der „Sexualität“, die dabei als ahistorische Konstante vorgestellt wird, nicht eindimensional als eine ihrer (insbesondere in der Moderne) verschärften Unterdrückung und Kontrolle aufgefaßt werden könne: Ganz

23 Vgl. WALDENFELS 1991: 285; BÜRGER 1991: 99.

24 FOUCAULT 1976 (1995): 166. Foucault spricht auch von einer „positiven ‚Lebensmacht‘ [...] die das Leben in ihre Hand nimmt, um es zu steigern und zu vervielfältigen, um es im einzelnen zu kontrollieren und im gesamten zu regulieren“ (a. a. O.: 163).

25 FOUCAULT 1976 (1995): 166.

26 Vgl. FOUCAULT 1976 (1995): 37f. und 70; auch REINFELDT/SCHWARZ 1992: 7 und 14; JANICAUD 1991: 272; kritisch zur Foucault’schen Beschränkung auf die *körperliche* Disziplinierung äußert sich DEAN 1991: 14.

27 Vgl. FOUCAULT 1976 (1995): 173f.

28 Vgl. dazu FOUCAULT 1976 (1995): unter anderem 128f. Im wesentlichen ist darunter jenes Ensemble aus Diskursen, Institutionen und Praktiken zu verstehen, das auf die menschliche Sexualität ausgerichtet ist und das geschichtlich-kulturelle Phänomen „Sexualität“ erst hervorbringt.

29 FOUCAULT 1976 (1992): 28, Hervorh. im Original.

30 Die „Normalisierungsgesellschaft“ sei – so Foucault – „der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“ (FOUCAULT 1976 (1995): 172) und zeichne sich durch die Disziplinierung der individuellen Körper und die Regulierung der Bevölkerung aus (vgl. FOUCAULT 1976 (1992): 40).

im Gegenteil habe erst die Diskursivierung zur Sexualisierung geführt und diese angereizt.³¹

Die Frage nach der Macht bildet den Kern der Foucault'schen Philosophie, wobei ihn insbesondere die Tatsache fasziniert, daß sich Macht in den modernen abendländischen Gesellschaften vor allem als „Willen zum Wissen“ äußere. Erkennenwollen, Wissen, Wahrheit und Wissenschaft sind für ihn also keine „neutralen“ und „objektiven“ Bestrebungen, sondern untrennbar mit Macht verquickt.³² Im Rahmen von Diskursen würden die Bedingungen dafür abgesteckt, welche Aussagen als „wahr“ und welche als „falsch“ einzustufen seien. Objekt der historischen Untersuchungen Foucaults sind vorrangig die „Wissen“ konstituierenden Diskurse (wie zum Beispiel der psychiatrische oder juristische Diskurs).³³ Ökonomie, Politik und Technik werden von ihm als im wesentlichen nicht-diskursive, „externe“ Faktoren angesehen, die allerdings selbst wieder in spezifische Diskurse eingebunden seien.³⁴

Das Ziel Foucaults ist es, die wissenskonstituierenden Diskurse in ihrer historischen Materialität nachzuzeichnen. Er verweigert sich allen Versuchen, diese Diskurse zu interpretieren und in ihnen nach einer „verborgenen Bedeutung“ oder einem „tieferen Sinn“ zu suchen. In diesem Sinn bezeichnete sich Foucault einmal selbst als „ein glücklicher Positivist“³⁵. Foucault geht es im wesentlichen darum, der traditionellen Ideengeschichte eine Geschichte der Denksysteme entgegenzusetzen, die nicht die hinter den Diskursen stehenden Vorstellungen untersuche, sondern das Auftauchen und die Mechanismen der Kontrolle und der Aneignung von Diskursen selbst.³⁶

Er unterzieht die traditionelle Auffassung von „Vernunft“, „Subjekt“, „Geschichte“ und andere zentrale Begriffe der abendländischen Denkgeschichte einer radi-

31 Foucault stellt fest: „Diese [die Sexualität, B. R.] ist nämlich nicht als eine Naturgegebenheit zu begreifen, welche niederzuzwingen die Macht sich bemüht, und auch nicht als ein Schattenreich, den [sic!] das Wissen allmählich zu entschleiern sucht. ‚Sexualität‘ ist der Name, den man einem geschichtlichen Dispositiv geben kann. Die Sexualität ist keine zugrundeliegende Realität, [...]“ (FOUCAULT 1976 (1995): 127f.).

Vgl. zur Kritik an der „Repressionshypothese“ auch FOUCAULT 1976 (1995): 8, 19f., 23, 65 und 92f.; vgl. dazu auch BRAUN 1995: 174.

Gegen die Annahme einer „Sexualität an sich“ argumentiert auch MACHEREY 1991: 185; ähnlich FRÜND 1997; auch OTTERSACH 1997 hebt hervor, daß das sexuelle Verhalten „kein ‚naturgemäßes‘ oder biologisch bedingtes Verhalten, sondern Produkt gesellschaftlicher Kodierung“ (a. a. O.: 46) sei.

32 So stellt Foucault beispielsweise in „Sexualität und Wahrheit“, Bd. 1 fest: „[...] daß die Wahrheit weder von Natur aus frei noch der Irrtum unfrei ist, sondern daß ihre gesamte Produktion von Machtbeziehungen durchzogen ist.“ (FOUCAULT 1976 (1995): 78).

33 Vgl. dazu auch MAINGUENEAU 1994: 189f.

34 Vgl. WALDENFELS 1991: 280.

35 FOUCAULT 1973: 182; eine ähnliche Aussage in FOUCAULT 1972 (1996): 44.

36 Vgl. FOUCAULT 1972 (1996): 38.

kalen Kritik.³⁷ Er weist die Vorstellung eines sich in der Geschichte äußernden und daher von der Geschichtswissenschaft nur zu rekonstruierenden „Sinns“ ebenso zurück wie jene des schöpferischen und erkenntnisproduzierenden Subjekts, wie sie sich paradigmatisch an der Person des Autors festmache. Entscheidend dafür, was eine Person sage, sei nicht ihre individuelle Persönlichkeit und ihr Bewußtsein, sondern der (institutionelle) Ort, von dem aus sie etwas sage. Eine sprachliche Äußerung sei nicht als individuelle Äußerung einer bestimmten Person zu interpretieren, da diese letztlich austauschbar sei, sondern jener Ort zu bestimmen, den eine Person einnehmen müsse, um eine solche Aussage treffen zu können.³⁸

Im wesentlichen konzipiert Foucault den Diskurs als jene Instanz, die bestimme, was zu sagen möglich sei, und auf diese Weise Ordnung herstelle: Diskurse seien „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“³⁹. Diskurse existieren dabei für ihn immer nur als bestimmte „diskursive Formationen“, die er im wesentlichen als bestimmte Zahl von Aussagen⁴⁰, die bestimmte Regelmäßigkeiten inhaltlicher und formaler Art aufweisen, definiert.⁴¹ Foucault untersucht, wie sich derartige diskursive Formationen herausbilden, sich (oft auch über lange Zeit) stabil erhalten, sich aber auch verändern und transformieren.⁴² Er interessiert sich gerade für diese Brüche und Umformungsprozesse, da er die Vorstellung eines kontinuierlichen und geschlossenen Verlaufs von Geschichte zurückweist.

Der Foucault'sche Diskursbegriff steht in engem Zusammenhang zu jenen der Wahrheit/des Wissens und der Macht. Mit dem Begriff des „Dispositivs“⁴³, das Diskurse ebenso wie institutionelle Einrichtungen und den Bereich der (nicht-sprachlichen) Praktiken umfaßt, macht Foucault deutlich, daß die Diskurse selbst Teil der Praktiken der Macht seien. Foucault sieht in der „Diskursivierung“⁴⁴ geradezu die primäre Strategie der Macht. Diskurse seien somit einerseits Produkt und Instrument der Macht, andererseits bildeten sie aber auch den Rahmen für diese: „Der Diskurs befördert und produziert Macht; er verstärkt sie, aber er un-

37 Vgl. WALDENFELS 1991: 278f. – Dies darf allerdings keineswegs als Kritik an „Rationalität an sich“ mißverstanden werden, Foucault ging es um das Hinterfragen einer bestimmten, epochenspezifischen, „verkürzten“ Auffassung davon. Bei der Lektüre der Schriften Foucaults wird deutlich, daß er Rationalität und Vernunft ausgesprochen hochhält. – Vgl. dazu auch FINK-EITEL 1992: 47 und 127.

38 Vgl. MAINGUENEAU 1994: 191f.; ähnlich MAAS 1984: 233f.

39 FOUCAULT 1973: 74.

40 Dieser Begriff, der zu den unklarsten Punkten der Foucault'schen Theorie gehört (vgl. FINK-EITEL 1992: 134), ist im wesentlichen als das zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort *tatsächlich Gesagte*, als Äußerung zu verstehen. – Vgl. a. a. O.: 58; WALDENFELS 1991: 285.

41 Vgl. FOUCAULT 1973: 58.

42 Vgl. JÄGER 1993: 150.

43 FOUCAULT 1976 (1995): 35.

44 FOUCAULT 1976 (1995): 21.

terminiert sie auch, er setzt sie aufs Spiel, macht sie zerbrechlich und aufhalt-sam.“⁴⁵ Foucault kennt entsprechend keine Trennung zwischen herrschenden Dis-kursen und ausgeschlossenen „Gegen-Diskursen“.⁴⁶

Foucault konzipiert Macht nicht als unterdrückende Ordnung, die sich ausgehend von einem Herrschaftszentrum von oben nach unten durchsetze, sondern als sich selbst erzeugendes und ständig wechselndes Netzwerk von ungleichen Kräftever-hältnissen: „Die Macht kommt von unten, [...]“⁴⁷ Die Macht wirke nicht lediglich repressiv, sondern sie sei auch produktiv im Sinne von „Realität schaffend“. Fou-cault spricht von der „Allgegenwart der Macht“⁴⁸; dementsprechend gebe es auch nicht den einen Punkt der Verweigerung und des Widerstands.⁴⁹ Diskurs und Macht stehen bei Foucault in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis, in dem sich letztlich allerdings „die Katze in den Schwanz beißt“: Es gibt in Fou-caults Konzept nichts „außerhalb“ von Macht/Diskurs.⁵⁰

Es läßt sich also rekonstruieren, daß der Diskursbegriff Foucaults sowohl die Re-geln seiner Herausbildung und Formierung als auch die durch ihn hergestellte Ordnung umfaßt. Nach ihm nimmt alles, was über die Wirklichkeit gewußt werde und über sie gesagt werden könne, die Gestalt von Diskursen an.⁵¹ Es gebe also kein „ursprüngliches“, prädiskursives „Gesicht“ der Welt, das einfach zu erken-nen sei, sondern Wirklichkeit stelle sich in Diskursen her. Diskurse sind für Fou-cault wesentlich als *Praxis* zu verstehen, welche die Gegenstände, auf die sie sich beziehe, mitkonstituiere, und analysierbaren Regeln und Veränderungsprozessen gehorche.

2.3 Der dieser Arbeit zugrundegelegte Diskursbegriff

Unter Diskursen wird in der vorliegenden Arbeit die sprachliche Praxis verstan-den, in der sich in einer Gesellschaft Bedeutungen und Wissen herausbilden und transportiert werden. Sie werden als *Praxis* dementsprechend nicht unabhängig und getrennt von den gesellschaftlichen Verhältnissen insgesamt gesehen: Diskur-se werden von den gesellschaftlichen Verhältnissen bedingt; umgekehrt werden diese von Diskursen beeinflußt und geprägt.

45 FOUCAULT 1976 (1995): 122.

46 Vgl. FOUCAULT 1976 (1995): 122.

47 FOUCAULT 1976 (1995): 115.

48 FOUCAULT 1976 (1995): 114.

49 Vgl. zum Machtbegriff Foucaults insgesamt FOUCAULT 1976 (1995): 113-118.

50 In FINK-EITEL 1992 ist von einem „Monismus der Macht“ (a. a. O. : 88) bei Foucault die Rede.

51 Vgl. Nachwort von Ralf Konersmann zu FOUCAULT 1972 (1996): 80.

Konkret auf das Thema dieser Arbeit bezogen bedeutet dies, daß unter dem Diskurs der Überbevölkerung jene untrennbare Verquickung von wissenschaftlich produziertem Wissen und konkreten Praxen in bezug auf das „Überbevölkerungsproblem“ verstanden wird.

Es wird davon ausgegangen, daß der Begriff der Übervölkerung oder Überbevölkerung keineswegs grundlos und zufällig zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt auftaucht, sondern im Zusammenhang mit grundlegenden ökonomischen und sozialen Veränderungen und Problemstellungen (nämlich der zunehmenden Entfaltung des kapitalistischen Wirtschaftssystems) zu sehen ist. Der Diskurs der Überbevölkerung wird aber nicht als bloße „Widerspiegelung“ beziehungsweise „Reflex“ auf „vorgängige“ soziale Realitäten aufgefaßt, sondern als seinerseits erst Realität schaffend, indem Überbevölkerung darin zum „Faktum“ und damit zu einem handlungs- und politikbestimmenden Motiv wird.

Die vorliegende Arbeit orientiert sich insofern an Foucault, als sie sich der von ihm entwickelten Konzeption des Diskurses als einer geregelten gesellschaftlichen Praxis verpflichtet sieht. Äußerungen beziehungsweise Texte einzelner Autoren werden demnach nicht als zufällige, bloß individuelle Meinungen einzelner Personen interpretiert, sondern als Elemente eines übergreifenden „Stromes“, eben eines bestimmten Diskurses beziehungsweise Diskursstranges. Sprachliche Hervorbringungen werden also wesentlich als gesellschaftlich bedingt angesehen. Das Herausarbeiten der historischen Wurzeln eines aktuellen Diskurses soll deutlich machen, daß Diskurse nicht „aus dem Nichts“ entstehen und nicht „im luftleeren Raum“ stattfinden: Äußerungen sind demnach nicht als individuelle „ideologische Verwirrtheit“ einzelner „Spinner“ abzutun, sondern im Rückbezug auf die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu sehen.⁵²

Ebenso wird Foucaults Betonung, daß das Streben nach und die Konstituierung von Wissen nicht „wertneutral“ und „objektiv“ verlaufe, sondern als die Äußerungsform schlechthin des (modernen) „Willens zur Macht“ anzusehen sei, für wesentlich erachtet. Wissenschaft forscht nicht unabhängig von gesellschaftlichen und politischen Machtzusammenhängen, sondern sie ist Teil von ihnen. Dies bedeutet allerdings nicht, daß Wissenschaft bestimmten ausgewiesenen und strategischen Herrschaftsinteressen diene und bloß irgendetwas Vorgegebenes nachvollziehe und ausformuliere. Den Wissenschaften kommt in den heutigen modernen Gesellschaften aber eine entscheidende Rolle bei der Konzeption und Gestaltung dessen, was als „Realität“ gilt und als solche wahrgenommen wird, zu.

Dies wird am Beispiel des Phänomens der Überbevölkerung besonders deutlich: Sie wird - als sinnlich nicht unmittelbar wahrnehmbares Phänomen - erst durch die Wissenschaft als Gegenstand konstituiert und aufgrund des wissenschaftlichen Aufweises von Zusammenhängen zur (fast) unhinterfragbaren „Realität“, zu einem für die ganze „Weltgemeinschaft“ handlungs- und politikbestimmenden

⁵² Vgl. JÄGER 1993: 416.

„Faktum“. Durch diese ihre wirklichkeitskonstituierende Funktion ist Wissenschaft also nicht losgelöst von Macht zu denken.

Foucaults Ansicht, daß Realität wesentlich als diskursiv konstituiert anzusehen sei,⁵³ wird in dieser Arbeit geteilt. Dies bedeutet allerdings nicht, daß ich die Existenz einer „äußeren Realität“ außerhalb und unabhängig von Diskursen in Abrede stelle und diese als ausschließlich sozial „erschaffen“ ansehe. Insbesondere an der Realität der Natur als jenem auch der menschlichen Existenz vorgängigen lebendigen Zusammenhang ist nicht zu zweifeln.⁵⁴

Soziale Realität (wie zum Beispiel die „Sexualität“) wird erst in und durch die diskursive Praxis erzeugt und ist (mehr oder weniger ständigen) Veränderungen und Brüchen unterworfen.

So ist der Begriff „Sexualität“ - obwohl es für unsere Ohren heute völlig unglaublich klingt - erst eine Wortschöpfung des 19. Jahrhunderts: Er tauchte als wissenschaftlicher Begriff in den letzten Jahrzehnten in Ausdrücken wie „sexuelle Zuchtwahl“ (Darwin) oder „Sexualcharaktere“ (psychiatrischer Diskurs) auf. Um die Jahrhundertwende wurde der Begriff in der psychoanalytischen Theorie Sigmund Freuds als „Triebenergie des Lebens“ schlechthin definiert und als solches nun häufiger verwendet. Zu einem selbstverständlichen, scheinbar alltagssprachlichen Wort wurde der Begriff (in seiner Beschränkung auf den „genitalen Aspekt“) erst ab den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts.

Für Menschen früherer Epochen wäre es undenkbar gewesen, davon zu sprechen, „sexuelle Bedürfnisse zu *haben*“ oder ähnliches mehr. Es wird damit nämlich ausgedrückt, daß diese von der „eigenen Person“ abgespaltene „Kräfte“ seien, mit denen „man(n)/frau“ - zur Not auch mittels Expertenhilfe - lernen müsse, „umzugehen“. In derartigen Aussagen problematisiert sich ein Individuum bereits selbst in bezug auf seine geschlechtlichen Regungen, legt sich auf gewisse Weise also Rechenschaft über sich ab. Diese Zurichtung zu einer „sexuellen Mentalität“ im Sinne einer beständigen Selbstreflexion und Selbstkontrolle habe ab der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingesetzt: Diese sei wesentlich auf den - insbesondere im („rigiden“, strikt jenseitig ausgerichteten) Protestantismus geführten - Kampf gegen die „Onanie“ als jenen (auch nur gedanklichen) „Überschuß“ an Lust, der über die erlaubte eheliche Vereinigung hinausgehe (ohne aber die Gren-

53 Foucault spricht sogar vom Diskurs als „eine Gewalt [...] , die wir den Dingen antun“ (FOUCAULT 1972 (1996): 34) beziehungsweise als „eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen“ (a. a. O.: 35).

54 Das Denken und die begriffliche wie symbolische Fassung von „Natur“ ist immer *gesellschaftlicher* Art, die „Natur an sich“ kann nicht dargestellt werden. Allerdings gibt es angemessenere und weniger angemessene Versuche, dem real gegebenen, untrennbaren Zusammenhang zwischen menschlicher und nichtmenschlicher Natur wie auch ihren „Eigenlogiken“ gerecht zu werden. – Vgl. dazu auch HOLLAND-CUNZ 1994: 43f., 124-126 und 196f. Der Begriff „Natur“ wurde vom lateinischen „natura“, das „Geburt“ (KLUGE 1989: 500) bedeutet, abgeleitet. – Vgl. dazu auch ARENDT 1958 (1998): 177.

ze zum Ehebruch, der „Hurerei“ oder der „Sodomie“ offen zu überschreiten), zurückzuführen.⁵⁵

Das Konzept der Onanie als (nicht-fortpflanzungsorientierter) „Lustüberhang“ wurde in der Ende des 18. Jahrhunderts von aufgeklärten Philanthropen geführten Anti-Onanie-Kampagne, die sich insbesondere an Heranwachsende richtete, übernommen: nun aber ohne die Verantwortlichkeit vor Gott unter der Prämisse der „Gesundheit“. Unsere heutige Vorstellung einer (universell gedachten) „menschlichen Sexualität“ wurzelt in tiefer Angst und Beunruhigung über die geschlechtlichen Gelüste des Körpers.⁵⁶

„Sexualität“ ist aufgrund seiner Abstraktheit inhaltlich ein „Null-“ oder „Plastikwort“, dessen Verwendung für eigene erotisch-lustvolle Vorstellungen und Erfahrungen eigentlich vollkommen paradox ist. „Sexualität“ bezeichnet einen nach dem Schema „Reiz - Reaktion“ quasi automatisch ablaufenden „physiologischen Vorgang“.⁵⁷

„Sexualität“ ist *eine* Form der Organisation geschlechtlicher Beziehungen, die sich letztlich erst im 20. Jahrhundert durchgesetzt hat. Kennzeichnend für dieses Konzept, das wesentlich auf die psychoanalytische Theorie Sigmund Freuds zurückgeht, ist die positive Wertung der Lust und die zentrale Bedeutung, die ihr bei der „Persönlichkeitsbildung“ des Menschen zugesprochen wird. Die „Sexualtriebe“ führten quasi ein „Eigenleben“ im Menschen und sollten möglichst „ausgelebt“ werden, da es andernfalls zu „Ersatzbefriedigungen“ und bei „Dauerfrustration“ zu neurotischen Erkrankungen komme.⁵⁸

Auch dieser Vorstellung ist ein normierender Aspekt inhärent: Die Empfehlung, seiner „Triebenergie“ möglichst freien Lauf zu lassen, ist geradezu zu einem „Muß“ geworden, das umfangreiche Regelwerke und ausgefeilte Techniken zur „maximalen Lustproduktion“ sowie den Druck, möglichst oft und möglichst intensiv „orgasmusfähig“ zu sein, zur Folge hatte.

⁵⁵ Vgl. BRAUN 1995: 17, 170, 229, 242 und 269.

⁵⁶ Vgl. BRAUN 1995.: 251, 264 und 244.

⁵⁷ Zur Charakterisierung der Sexualität als „Plastikwort“ vgl. PÖRKSEN 1988: 25-30; Problematikisierung des Begriffs auch bei DUDEN 1987: 42, 44f. und 222f., Fußnote 106. Daß „Sexualität“ keineswegs „geschlechtsneutral“ sei, sondern *männliche* Sexualität und insbesondere männliche Heterosexualität bedeute, wird in KAPPELER S. 1994: 164 betont. Männliche Sexualität sei das Modell und die Norm, an die sich die (für die heterosexuelle Beziehung notwendig komplementär gedachte) „weibliche Sexualrolle“ anzupassen habe. „Sexualität“ sei „zutiefst in der Geschichte des Geschlechtermachtverhältnisses, d. h. einem politischen Machtverhältnis der Unterdrückung, Gewalt und Ausbeutung verankert“ (a. a. O.: 177). Kappeler kritisiert entsprechend Versuche, „Sexualität“ aus „weiblicher“ Sicht neu füllen und als „weibliche Sexualität“ und „weibliches Begehren“ positiv besetzen zu wollen. Dabei werde negiert, daß das Konzept der Sexualität (dem eine gelebte Praxis zugrundeliege und entspreche) nicht „demokratisierbar“ sei, da aus der Beziehung zwischen einem (aktiven, aggressiv-, erobernden“) Sexualsubjekt und einem (passiven, „aufnehmenden“) Sexualobjekt nicht einfach ein Verhältnis zwischen zwei „gleichberechtigten Sexualsubjekten“ gemacht werden könne. – Vgl. dazu a. a. O.: 163f., 167f., 171 und 176f.

⁵⁸ Vgl. BRAUN 1995: insbesondere 242f., 259 und 263.

„Reproduktion“ stellt in gewisser Weise einen Komplementärbegriff zur „Sexualität“ dar: Die beiden Bereiche, die zunehmend mittels Technologie voneinander getrennt werden (sollen), bezeichnen das, was vorher im Ausdruck „Fruchtbarkeit“ zusammengedacht war. Nicht zufällig ist der Begriff in Anlehnung an jenen der „Produktion“ entstanden: Er steht in untrennbarem Zusammenhang zur Ökonomisierung des gesellschaftlichen Lebens, die sich im 19. Jahrhundert verstärkt vollzog. Erst dadurch rückte das (potentielle) Gebärvermögen der Frauen und die von ihnen geleistete Versorgungsarbeit als zentrale Faktoren zur Herstellung und eben Reproduktion von Arbeitskraft in den Mittelpunkt des Interesses.⁵⁹

Mit Foucault wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, daß es keine ahistorische „ursprüngliche“ oder „naturwüchsige“ menschliche Sexualität gibt, die es nur zu befreien gelte oder die im Fall „der“ Menschen in der Dritten Welt eben noch nicht so unterdrückt worden sei. Der Unterstellung, daß sich die Menschen in den Entwicklungsländern ungeachtet der ökonomischen, sozialen und ökologischen Folgen „immer weiter“ vermehrten, liegt implizit die Konzeption von Sexualität als „physiologischem Trieb“ zugrunde.⁶⁰ Die Menschen der Dritten Welt werden pauschal zur „dumpfen, geistlosen Natur“ erklärt: Sie seien entsprechend „aufzuklären“ sowie zur Selbstbeherrschung und zur Kontrolle der „Folgen“ ihres Tuns zu befähigen.

Ebensowenig liegt der Arbeit die Vorstellung zugrunde, daß Menschen sich „naturwüchsig maximal“ und „wie die Karnickel“ vermehren: Zeugung, Schwangerschaft und Geburt sind und waren in allen Gesellschaften (auch den „vorindustriellen“) kulturell bestimmte *soziale* Akte. Als solche werden sie entscheidend durch die gesellschaftlichen Vorstellungen und Praxen hinsichtlich („weiblicher“ und „männlicher“) Körperlichkeit und des Verhältnisses der Geschlechter, durch die realen Machtverhältnisse und die Arbeitsteilung zwischen ihnen sowie durch die gesamtgesellschaftliche Produktions- und Reproduktionsform und die ökonomische und politische Machtverteilung beeinflusst.⁶¹ Der soziale Charakter des Kindergebärens zeigt sich nicht zuletzt darin, daß alle Gesellschaften Mittel und Praktiken kannten, „unerwünschten Nachwuchs“ (zu diesem Zeitpunkt und aus welchen Gründen auch immer) zu verhindern.⁶²

Als letzter Punkt an Foucaults Theorie scheint mir schließlich wichtig zu sein, daß Diskurse darin nicht als „bloße Ideologie“ im Sinne eines „falschen Bewußtseins“ oder eines bewußt zur Manipulation eingesetzten Herrschaftsmittels wahrgenom-

⁵⁹ Vgl. DUDEN 1987: 43 und 222, Fußnote 105.

Auf die Verarmung der Sprache wie der Vorstellungswelt, die sich in der Bezeichnung der „Weitergabe des Lebens“ als „Reproduktion“, als „Wiederholung“, niederschlägt, verweist auch GOMES DOS REIS 1993: 6. Diese betont demgegenüber: „Kein Mensch ist eine Wiederholung, eine Re-Produktion. Kein Kind ist nur Abbild des Vaters oder der Mutter. Wir sind einzigartig und daß wir es sind, macht die unglaubliche Vielfalt der Spezies aus.“ (a. a. O.: 6f.).

⁶⁰ Darauf verweisen auch KEYSERS/SMYTH 1989: 66.

⁶¹ Vgl. dazu auch MERTENS 1991: 9, 15 und 74f.

⁶² Darauf verweist auch BOSERUP 1986: 239; ähnlich TRALLORI 1990: 1.

men werden, sondern als sprachliche, *materielle* Praxis, die realitätsprägend wirkt. Sprache wird dabei von ihm nicht als bloßer Reflex der gesellschaftlichen Verhältnisse angesehen, sondern als etwas, das selbst die gesellschaftliche Wirklichkeit gestaltet, sowie umgekehrt von ihr geprägt wird.⁶³

Foucault widmet sich in seinem Werk der Untersuchung der diskursiven Herstellung von „Wissen“ und „Wahrheit“, die in unserer Gesellschaft als Besonderheit vor allem in Form der Wissenschaft erfolge (er zeigt dies anhand bestimmter Gegenstände wie beispielsweise dem Wahnsinn und der Sexualität); auf einer zweiten Achse wendet er sich der Beschreibung der konkreten Machtpraktiken und ihrer Auswirkungen zu.

In dieser Arbeit soll der Versuch gemacht werden aufzuzeigen, wie sich Überbevölkerung als Wissensgegenstand konstituiert und in eine spezifische Politik einschreibt. Der Überbevölkerungsdiskurs soll als komplexes, verschiedene Ebenen umfassendes Phänomen begreiflich gemacht, die entsprechenden Praktiken aufgezeigt und die Frage nach der diesem Diskurs zukommenden Funktion beantwortet werden.

Obwohl Foucaults Denken zweifellos in vielerlei Hinsicht anregend ist, setzt sich diese Arbeit doch in einigen wesentlichen Punkten von ihm ab: Sie ist entsprechend nicht als Anwendungsversuch seiner theoretischen Konzeption zu verstehen.

Foucault hebt hervor, daß er Äußerungen nur in ihrer vorliegenden Materialität heranziehe, also in keiner Weise heruminterpretiere und nach dem suche, was der Autor - bewußt oder unbewußt - damit „wirklich“ habe sagen wollen. Meiner Meinung nach reicht es allerdings gerade bei ausgrenzenden, rassistischen Diskursen (und um einen solchen handelt es sich beim Überbevölkerungsdiskurs zweifelsohne) nicht aus, sich nur auf das explizit Gesagte zu beziehen. Gerade in diesem Bereich werden über Anspielungen, implizite Voraussetzungen und die Verwendung bestimmter Metaphern weit über das Wörtliche hinausgehende Bedeutungen transportiert.⁶⁴ In meiner Analyse des Überbevölkerungsdiskurses soll gerade dieser Anspielungshorizont explizit gemacht werden, da sprachliche Muster hier wesentlich der Differenzierung zwischen einem „Wir“ und einem „Sie“ als „den Anderen“ dienen.

Der Macht-Begriff Foucaults ist insofern wichtig, als die Allgegenwärtigkeit von Macht betont und davor gewarnt wird, einer simplen „Herrscher-Beherrschte-Dichotomie“ zu verfallen und Macht ausschließlich als „von oben“ (und damit „von außen“) auf die Menschen kommende zwingende und unterwerfende Kraft zu denken. Statt dessen sei das Augenmerk auf die sich ständig verändernden gesellschaftlichen Machtkonstellationen und Kräfteverhältnisse zu legen: „Die“ Beherrschten würden nicht einfach nur beherrscht, sondern verfügten selbst über

⁶³ Vgl. WALDENFELS 1991: 279.

⁶⁴ Darauf verweisen auch JÄGER/JANUSCHEK 1992: 10.

Machtpotentiale und üben Macht aus. Auch der von Foucault betonte Zusammenhang zwischen Wissensproduktion und Macht ist erhellend und wichtig.

Problematisch erscheint mir an der Foucault'schen Konzeption allerdings, daß Macht als schlichtweg nicht hintergehbare Konstante erscheint. Demgegenüber scheint es mir wichtig zu betonen, daß Herrschaft und Machtausübung keineswegs als generelle oder gar zwingende Notwendigkeit des Denkens/der Wissensproduktion wie auch des menschlichen Zusammenlebens anzusehen sind.⁶⁵ Zweifelsohne ist bei der Analyse und Kritik allerdings von den bestehenden, durchherrschten Verhältnissen auszugehen und nicht einfach ein ideales Gesellschaftsmodell zu entwerfen, hinter dem die Analyse und Problematisierung der Frage seiner Erreichung ebenso verschwindet wie jene des gegenwärtigen (eigenen) Verhaltens.⁶⁶

In Anlehnung an Max Weber wird vielfach zwischen „Macht“ und „Herrschaft“ zu unterscheiden versucht: Als Macht sei die Möglichkeit, in Beziehungen zu anderen Menschen den eigenen Willen auch gegen deren eventuelles Widersetzen durchzusetzen,⁶⁷ zu bezeichnen. Unter Herrschaft sei hingegen institutionalisierte, an formale Autorität geknüpfte Machtausübung, die überdies von den Betroffenen als rechtmäßig anerkannt werde, zu verstehen.⁶⁸ Diese Versuche einer begrifflichen Trennung führen allerdings nicht sehr weit: Letztlich geht es um die Übermächtigung anderer Menschen, die oft auch unauffällige und unspektakuläre Formen annimmt, und um die Frage, wie diese geschieht.⁶⁹ Ob dies als Macht oder Herrschaft bezeichnet wird, erscheint demgegenüber ziemlich nachrangig.

⁶⁵ Der Vorwurf der Systemimmanenz an Foucault wird in WERLHOF 1996: 143 erhoben, da dessen Konzept darauf hinauslaufe, die „Objekte“ zu „Subjekten“ der Macht zu „erheben“; darin wird auch die Vorstellung, daß Herrschaft notwendig sei, da andernfalls die Gesellschaft in Chaos und Auflösung versinken würde, als zutiefst patriarchales Denken charakterisiert (vgl. a. a. O.: 113f.).

In BRAUN 1995: 175 wird konstatiert, daß sich die Macht bei Foucault gleichsam verselbständige.

Daß sehr wohl auch „machtloses Denken“ möglich sei, das nicht darauf ziele, über Dinge wie Menschen als „Objekte“ zu verfügen, betont auch ERNST 1986: 33f.

⁶⁶ Vgl. KAPPELER S. 1994: 21f. und 26.

⁶⁷ Der andere Mensch erscheint darin nur als potentiell widerstrebendes und gegebenenfalls daher zu überwindendes Hindernis für meine eigenen Pläne und Ziele. Menschliches Zusammenleben und Miteinander-Sein wird somit von vornherein als grundlegend antagonistischer und von zweckrationalen Interessen dominierter Zustand bestimmt.

⁶⁸ Vgl. zu diesen Weber'schen Begriffsbestimmungen NEBENFÜHR 1997: 51; LÜDTKE 1991 (I): 9f.; ERNST 1986: 12f. Letzterer weist kritisch darauf hin, daß Webers Machtdefinition unterschiedliche Machtpositionen bereits voraussetze und es nur mehr darum gehe, diese zu rechtfertigen. Indem Weber mittels des kleinen Wörtchens „auch“ jenen Bereich festlegt, in dem angeblich erst „Gewalt“ ins Spiel komme, unterstelle er, daß es Macht ohne Gewalt gebe, nämlich im Fall des Nicht-Widerstehens der Betroffenen, die er als „legitime Macht“ bestimme.

⁶⁹ Vgl. LÜDTKE 1991 (I): 10; dieser hebt auch hervor, daß der Ausübung von „Macht“ oder „Herrschaft“ ebensowenig einfach „Gehorsam“ oder aber „Widerstand“ gegenüberstehe,

Überdies stehen Macht/Herrschaft trotz ihrer oft subtilen Formen in enger Beziehung zur unmittelbaren, direkten Gewalt, und zwar auch jener zu verletzen beziehungsweise zu töten, die keineswegs nur das letzte Drohmittel, sondern deren (im „Hintergrund“ stets präsent, wenn auch oft nicht unmittelbar sichtbare) „Begleiterin“ ist.⁷⁰ Schon im Anspruch des Durchsetzen-Wollens steckt ein gewalttätiges Moment, falls damit etwas *gegen* Sachverhalte oder Menschen erreicht und über diese verfügt werden soll.⁷¹

Macht/Herrschaft setzt sich letztlich aus dem Beherrscht-Werden, dem Selbstherrschen(-Wollen oder -Sollen) und dem Sich-selbst-Beherrschen, das zugleich mit dem Versuch der Beherrschung der „äußeren Natur“ einhergeht, zusammen.⁷²

sondern daß es auch hier die verschiedensten Ausprägungen und Zwischenstufen gebe (vgl. a. a. O.: 13f. sowie 49f.).

70 Vgl. NEBENFÜHR 1997: 52; LÜDTKE 1991 (I): 16f. und 29. In WERLHOF 1991a wird (neuzeitliche) Macht als „vergangene ‚tote Gewalt‘“ (a. a. O.: 90) bestimmt: „Die Gewalt, die in der Macht steckt, kann jederzeit wieder hervortreten, akut umschlagen in eben jene sogenannte persönliche, direkte, politische Gewalt, die mit der Neuzeit angeblich verschwindet.“ (ebd.). Herrschaft stehe allein schon durch die Tatsache, daß sie aufrechterhalten werden soll, in direktem Zusammenhang zur Gewalt: Sie sei letztlich nämlich immer prekär und müsse entsprechend immer wieder hergestellt und abgesichert werden (vgl. WERLHOF 1996: 129f.).

Elias Canetti stellt in „Masse und Macht“ fest:

„Mit *Gewalt* verbindet man die Vorstellung von etwas, das nah und gegenwärtig ist. Sie ist zwingender und unmittelbarer als die Macht. Man spricht, verstärkend, von physischer Gewalt. [...] Wenn die Gewalt sich mehr Zeit läßt, wird sie zur Macht. Aber im akuten Augenblick, der dann doch einmal kommt, im Augenblick der Entscheidung und Unwiderruflichkeit, ist sie wieder reine Gewalt.“ (CANETTI 1981: 313, Hervorh. im Original).

In KAPPELER S. 1994 wird betont: „Gewalt – oder was wir gewöhnlich als solche wahrnehmen – ist keine Abweichung von den Regeln, keine Abnormalität, keine Außergewöhnlichkeit in einer Gesellschaft, in der Ausbeutung und Unterdrückung die Norm, Gewohnheit und Regel sind.“ (a. a. O.: 15). Kappeler weist vor allem auch auf die *alltäglichen* Formen der Gewalt im persönlichen Verhalten, die beispielsweise in der Objektivierung, Funktionalisierung und Ausbeutung anderer (auch und gerade nahestehender) Menschen im eigenen Interesse bestehen und die – obwohl weniger offensichtlich und extrem als direkte physische Gewalt und ihre „Spuren“ – als *Gewalt* zu erkennen seien, hin (vgl. a. a. O.: 14). Gewalt sei nicht nur als gesellschaftlich-strukturelle zu begreifen und nicht einfach als Ergebnis der „Umstände“ anzusehen, sondern ihr liege der persönliche „Wille zur Gewalt“ (a. a. O.: 13) und die (jedesmal neu getroffene) Entscheidung zur Gewalttat zugrunde, für die jede/r die Verantwortung habe (vgl. a. a. O.: 8f., 14f. und 27f.).

Adorno und Horkheimer schließlich stellen fest: „Auf der Gewalt, wie sehr sie legalistisch verhüllt sein mag, beruht zuletzt die gesellschaftliche Hierarchie. Die Herrschaft über die Natur reproduziert sich innerhalb der Menschheit.“ (HORKHEIMER/ADORNO 1944 (1990): 117f.).

71 Vgl. ERNST 1986: 13f.

72 Vgl. WERLHOF 1996: 150. – Der Gedanke dieser „Triade von Herrschaft“ geht auf Werner Ernst zurück.

Wie sehr das abendländische Verständnis „des“ Menschen und seines Seins in der Welt von Macht- und Herrschaftsvorstellungen durchzogen sei, betont auch ROMMELSPACHER 1998: 21.

Die Theorie Foucaults zur wissensproduzierenden Funktion von Diskursen erinnert an das Konzept des polnischen Mediziners und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck: Auch er charakterisiert Wissenschaft als wesentlich soziales, kollektives Unternehmen, das seinen Untersuchungsgegenstand selbst erst durch einen komplexen Prozeß konstituiert, und zeigt die sogenannten wissenschaftlichen Tatsachen und „harten Fakten“ als Konstrukte und Ergebnisse eines bestimmten, präformierenden Blicks auf die Welt.

Fleck entwickelte seine Erkenntnistheorie bereits in den 30er Jahren. Sie geriet allerdings in Vergessenheit und wurde erst in den 70er Jahren im Zusammenhang mit der Paradigmen-Theorie Thomas S. Kuhns⁷³, die auf Fleck Bezug nimmt, wiederentdeckt.

Fleck sieht Wissenschaft wesentlich als kollektives Unternehmen: Das, was dabei herauskomme, also als „Wahrheit“ gelte und akzeptiert werde, sei nur vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Strukturen sowie individueller Überzeugungen und gemeinschaftlich geteilter Annahmen innerhalb einer Forschungsgemeinschaft zu verstehen. Wissenschaft könne kein Erkennen „objektiver Wahrheit“ oder „Wirklichkeit an sich“ sein, sondern es seien innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen wie wissenschaftlichen Systems nur bestimmte Erkenntnisse möglich und als „wahr“ einstuftbar. Erkennen sei nie voraussetzungslos, sondern stehe unabdingbar unter bestimmten Vor-Annahmen über den betreffenden Gegenstand und „die“ Realität insgesamt.

Zentrale Begriffe des Fleck'schen Konzepts sind „Denkkollektiv“, „Denkstil“ sowie die „wissenschaftliche Tatsache“. Denkkollektiv meint die Gemeinschaft der Wissenschaftler einer Forschungsdisziplin (mir scheint es demgegenüber angesichts der enormen Ausdifferenzierung fast nötig, das Kollektiv auf die verschiedenen „Schulen“, die auch innerhalb eines Faches existieren, einzuschränken) oder auch spontane, ständig neu entstehende und wieder zerfallende Kollektive, die sich schon bei der Begegnung zweier Menschen bildeten. Wissenschaft basiere auf der Aufnahme des angehenden Forschers in ein verfestigtes Kollektiv, was eine entsprechende „Initiation“ im Sinne der Einweihung in Wissensstand und Methodik voraussetze. Dadurch werde der Neuling erst befähigt, überhaupt „verstehen“ zu können, gleichzeitig übernehme er damit eine bestimmte Weise des Beobachtens und Denkens, die immer eine Ausschließung anderer Aspekte darstellt. Ein kollektiver Prozeß sei Wissenschaft allerdings nicht nur dadurch, daß auf dem Boden gemeinschaftlich geteilter Grundüberzeugungen (beabsichtigt oder nicht) individuelle Abweichungen Erkenntnisfortschritte erst ermöglichen, sondern auch dadurch, daß die Wissenschaft unweigerlich auf gesellschaftlichen, geschichtlich und kulturell bedingten Vorstellungen beruhe und auf diesen aufbaue.

Mit Denkstil bezeichnet Fleck die denkerischen Vorannahmen, die innerhalb eines Wissenschaftskollektivs (oder einer Gemeinschaft) geteilt werden: „Wissen“

⁷³ Vgl. KUHN 1962 (1976).

und „Wahrheit“ fielen je nach Denkstil unterschiedlich aus. Zwischen verschiedenen Denkstilen sei kein Vergleich im Sinnes eines „wahrer“ oder „falscher“ möglich, sondern die Ergebnisse seien jeweils eine andere Form von „Wahrheit“ – entsprechend schwierig bis unmöglich sei daher auch die Verständigung zwischen Vertretern unterschiedlicher Denkstile.

Unter einer wissenschaftlichen Tatsache versteht Fleck jene Elemente, die – aufgrund eines bestimmten Denkstils – schließlich als „vorgegeben“ und „unmittelbar vorhanden“ erscheinen. Eine besondere Rolle spricht Fleck der sogenannten populären Wissenschaft zu, die er insbesondere durch die Tendenz zur Vereinfachung wie zur Bewertung des betreffenden Sachverhalts gekennzeichnet sieht. Diese sei eng mit den spezialisierten Wissenschaftsgebieten verbunden, da sie zum einen als wichtige Inspirationsquelle für die Wissenschaften fungiere und die persönlichen Anschauungen und Überzeugungen der Forschenden durch sie geprägt würden. Zum anderen speise sich das Wissen der Menschen insgesamt zum größten Teil aus der Populärwissenschaft. Als „öffentliche Meinung“ wirke dies wiederum auf die Wissenschaft und die Bedingungen, unter denen sie stattfindet, zurück.⁷⁴

Im Zusammenhang mit dem Thema des Überbevölkerungsdiskurses scheint mir Flecks Konzeption insbesondere deshalb von Bedeutung zu sein, da sich damit die wechselseitige Beeinflussung von Wissenschaft und gesellschaftlichen Überzeugungen und Werten erfassen läßt: Überbevölkerung als sinnlich nicht unmittelbar wahrnehmbares Phänomen wurde erst durch die Wissenschaft (Statistik, Demographie, Ökonomie) als Gegenstand konstituiert. Populärwissenschaftliche Konzepte der Bevölkerungsbombe und drohenden Bevölkerungsexplosion verbreiteten sich zum „Allgemeingut“, wobei die dabei geschürten Bedrohungsgefühle und Ängste zweifellos auch prägend auf die Grundeinstellung und Haltung vieler sich mit der Frage des Bevölkerungswachstums beschäftigenden WissenschaftlerInnen – und damit auch auf ihre Forschungsergebnisse – wirkt.

⁷⁴ Vgl. zu all dem FLECK 1935 (1980): insbesondere 51, 54f., 66, 110f., 130f., 135f. und 148f. An der Vorstellung der Wissenschaft als „kollektives Unternehmen“ übt der Wissenschaftstheoretiker Gerhard Fröhlich (etwas polemische) Kritik: Die Wissenschaftsgemeinde zeichne sich insbesondere durch das Bemühen aus, relevante Informationen und Details möglichst voneinander zurückzuhalten – und zwar nicht nur nach „außen“, sondern auch innerhalb einer bestimmten Denk- und Forschungsgemeinschaft oder eines Laboratoriums. Es werde im großen Maßstab versucht, „möglichst geringwertige wissenschaftliche ‚Glasperlen‘ herzugeben und dafür möglichst wertvolle wissenschaftliche Diamanten, Edelhölzer und sonstige Kostbarkeiten einzutauschen.“ (FRÖHLICH 1998a). Die übliche Praxis sei die „optimale[n] Informationsvorenthaltung“ (a. a. O.) aufgrund von Konkurrenzängsten, aber auch zur Vertuschung von Fehlern, Irrtümern und Unstimmigkeiten. Fröhlich sieht (mit Karl Popper) in der Ausschaltung der Möglichkeit offener inhaltlicher Kritik und Auseinandersetzung eine Gefährdung des wissenschaftlichen Fortschritts. – Vgl. dazu FRÖHLICH 1998a und 1998b.

2.4 Zusammenfassung

Als Diskurs wird in der vorliegenden Arbeit die artikulatorische Praxis verstanden, in der sich in einer Gesellschaft Wissen formiert und herstellt und die entsprechend realitätsprägend wirkt. Es geht mir darum zu zeigen, wie sich Wissen in praktische Politik und konkrete Maßnahmen, die auf die soziale Realität angewandt werden, umsetzt.

Es wird versucht, den Diskurs der Überbevölkerung in den Blick zu bekommen, indem die Frage beantwortet werden soll, an welchem historischen Punkt der Topos der Überbevölkerung auftaucht und welche „Karriere“ dieses Thema erlebt, welche Veränderungen und Brüche es durchmacht. Andererseits soll der aktuelle Überbevölkerungsdiskurs analysiert werden, indem Äußerungen nicht nur aus dem Bereich des Spezialdiskurses der Wissenschaft, sondern auch aus anderen diskursiven Ebenen (insbesondere Medien, sogenannter populärwissenschaftlicher Bereich) herangezogen werden. Dies soll exemplarisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit geschehen; es ist allerdings davon auszugehen, daß die Ergebnisse zu einem eigenen, inhaltlich definierten Diskursstrang verallgemeinert werden können, was insofern nicht problematisch oder bedenklich erscheint, als Äußerungen wesentlich als sozial bedingt aufgefaßt werden.⁷⁵

⁷⁵ Vgl. JÄGER 1993: 204.